

Jemandlos

Hajo Seng, 2008

Das Pfauenweibchen war offenbar sehr aufgeregt; es flatterte mit den Flügeln, lief ziellos vor und zurück und stieß immer wieder kurze Schreie aus. Er war dem Pfauenweibchen schon einmal bei seinem Spaziergang auf der Pfaueninsel begegnet; da war es aber entschieden ruhiger und lief mit bedächtigen Schritten den Weg entlang, ohne ihn dabei aus dem Blick zu verlieren. Da war sie aber alleine gewesen, die Pfauin, während jetzt in ihrer Nähe zwei ältere Frauen standen, die sie von Nahem betrachten wollten und offensichtlich zwischen Neugier und Angst schwankten, dem Tier zu nahe zu kommen. Es war diese Unentschiedenheit, die die Pfauin so nervös machte; dabei hatte sie von den beiden Frauen überhaupt nichts zu befürchten. Sein Weg führte ihn genau zwischen den beiden Parteien, der Pfauin und den Frauen, entlang; er fuhr den Sprachmodus in seinem Gehirn herunter, bevor er an ihnen vorbei lief. Die Pfauin hörte auf zu flattern und beobachtete ihn genau; es war, als wenn sie die Frauen aus ihrem Fokus verloren hätte. Sie blieb ganz ruhig stehen, während sie ihn beobachtete, als er dicht an ihr vorbei ging. Er spürte die Ruhe, die sich in dem Vogel breit machte und ihm die Unentschiedenheit der beiden alten Frauen gleichgültig werden ließ. Als er an der Pfauin vorbeigegangen war, spürte er, wie ihm ihr Blick folgte und nach kurzer Zeit wieder losließ. In Gedanken sah er sich dabei aus den Augen der Pfauin, von hinten, genau so, wie ihn der Vogel gesehen hatte.

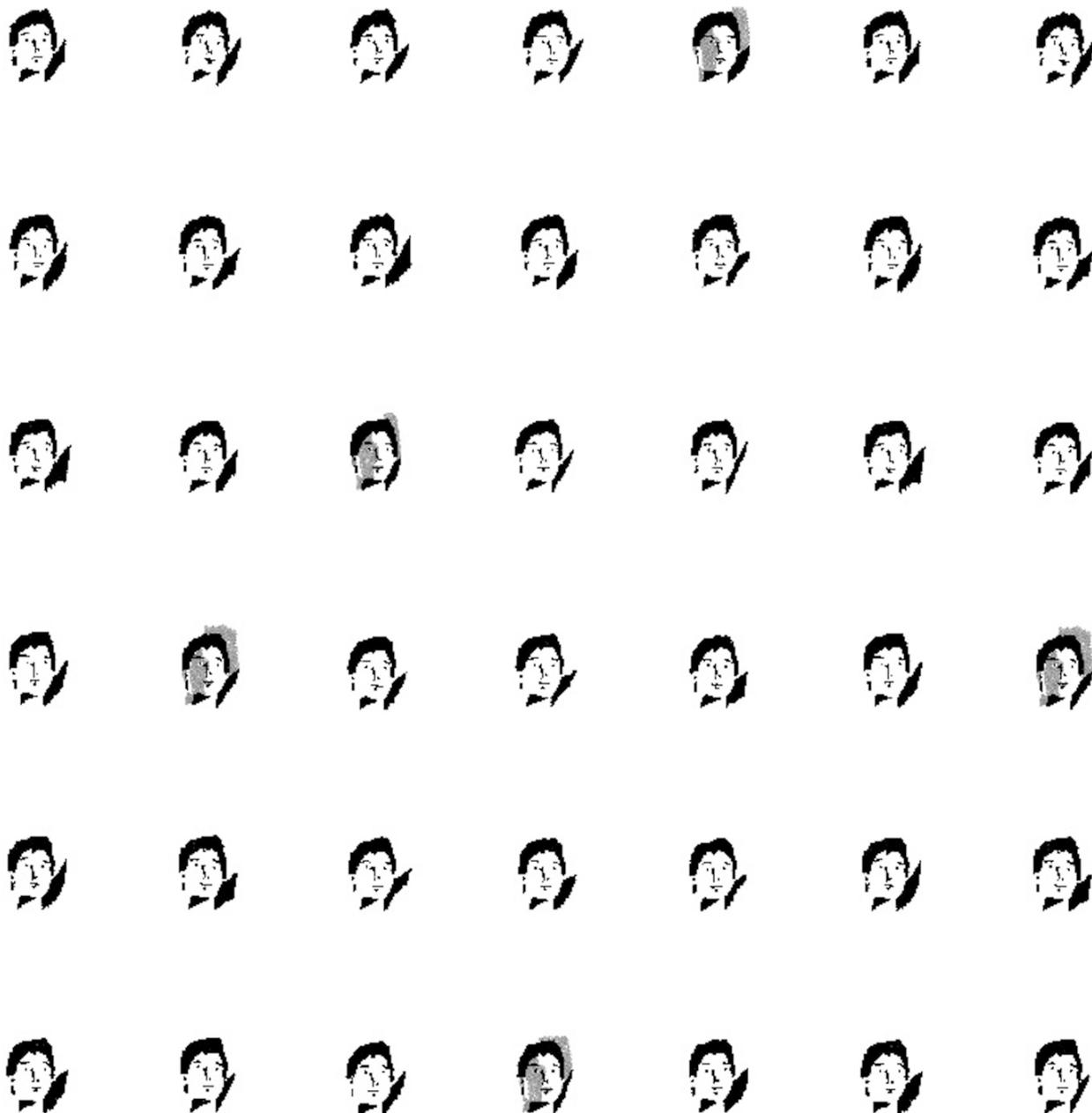
Er kann nicht immer sein sprachliches Denken von einem Moment zum nächsten abstellen. An Tagen wie diesen, an denen er kaum zum Reden gezwungen wird und in einen Zeitfluss eintauchen kann, der nicht dem Regiment des Sequentiellen unterworfen ist, gelingt es ihm. Und wenn sein Denken dann den sprachlichen Modus verlässt, versteht er die Tiere, denen er lauscht, plötzlich viel besser und die Tiere umgekehrt – den Eindruck hatte er – ihn ebenfalls. In seinem nichtsprachlichen Modus war er den Tieren eindeutig näher als den Menschen.

Früher, als Jugendlicher, wollte er immer irgendjemand sein. Vor allen Dingen auch jemand anderes als er selbst. Jemand wirkliches, jemand, der sich nicht wie er irgendwo in einem Grenzbereich zwischen Traum und Realität wiederfand. Er wollte auch immer einen anderen Namen haben, Florian, zum Beispiel, wie dieser Junge, der in seiner Klasse war und der so war, wie er sein wollte: Stark, selbstbewusst und beliebt. Oder Leonard, wie der sportliche und sensible Junge, in den er sich als Jugendlicher verliebt hatte, oder, und das wäre mit Abstand das Beste gewesen, Yannick, in der französischen Variante mit Y. Ein Name mit sieben Buchstaben und einem y, besser konnte man es gar nicht treffen. Aber viele andere Namen wären auch möglich gewesen, Henning, Steffen, Dominik oder Thorben – nur eben nicht seiner. Sein Name war ein Nichtname. Er war so sehr ein Nichtname, dass es noch nicht einmal eine Rolle spielte, dass er sieben Buchstaben hatte. So wie er ein Nichtjemand war, niemander als niemand, denn auch niemand ist schließlich jemand – zumindest etwas mit einer richtigen Bezeichnung. Er dagegen hatte keine richtige Bezeichnung, war irgendwie zwischen niemand und jemand; zwischen nie und je – das war am Ende ganz woanders, jenseits aller Bezeichnungen. Er war da, wo Sprache nicht mehr

hin kam und wo Namen nichts bedeuteten, und er wollte dahin, wo die anderen waren, wo alle anderen waren, um seine Einsamkeit zu überwinden. Aber den Namen kann man nicht einfach wechseln wie einen Pullover, der einem nicht mehr gefällt. Er bleibt an einem haften, wie das Gefühl, fremd zu sein, wohin man auch geht.

Er erinnert sich genau an jene Lateinstunde, als der Lehrer Leonard den korrigierten Test gab und sagte, dass er eine „glatte Fünf“ dafür erhalten hatte. Leonard saß reglos auf seinem Stuhl, das Heft mit der „glatten Fünf“ vor ihm, und ihm liefen die Tränen die Wangen herunter, während er auf das Heft starrte. Leonards Tränen faszinierten ihn sehr; sie zogen seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Erst später wurde ihm klar, dass die Fünf am Ende auch bedeutete, dass Leonard die Klasse wiederholen musste, was seine Tränen nachvollziehbar machte. In den darauf folgenden Sommerferien vergaß er die Begebenheit mit Leonard wieder. Danach aber fehlte etwas in der Klasse und es dauerte einige Zeit bis ihm klar wurde, dass es Leonard war, was fehlte; was ihm fehlte. Er sah Leonard nur noch sporadisch in den Pausen. Mit einem Mal fiel ihm auf, dass Leonard meistens blaue Kleidung trug; auch in seinen Erinnerungen hatte Leonard häufig blaue Kleidung getragen. Dabei wurde ihm klar, dass er Leonard gegenüber eine besondere Zuneigung spürte; zu diesem Jungen mit den Tränen in seinem regungslosen Gesicht, der blaue Kleidung trug und einen Namen mit sieben Buchstaben hatte. Doch was bedeutete diese besondere Zuneigung, die er Leonard gegenüber empfand? Sie war sehr stark; sie bedeutete nicht nur, dass er wie Leonard sein wollte, so wie es mit Florian war. Florian war so, wie er sein wollte, vor allen Dingen beliebt und stark; nicht körperlich stark, sondern in der Art und Weise, wie er von den anderen wahrgenommen wurde. Niemand hätte sich getraut, Florian zu hänseln oder zu schubsen oder gar zu schlagen, so wie er oft gehänselt oder geschubst wurde. Denn anders als er war Florian jemand und wurde von den anderen auch so behandelt, wie ein richtiger Mensch mit einem richtigen Namen. Daher imitierte er ihn, verhielt sich wie er und war damit auch nicht erfolglos. Mit der Zeit wurde er tatsächlich weniger gehänselt und geärgert. Dadurch, dass er Florian imitierte, wurde er stärker, auch wenn er nicht das Gefühl hatte, beliebter zu werden.

Aber mit Leonard war es anders; es ging wesentlich weiter. Es ging nicht darum, wie Leonard zu sein, sondern darum, Leonard zu sein. Wenn er in Gedanken sah, wie Leonard die Tränen über das regungslose Gesicht liefen, spürte er sie auf seinen Wangen. Er konnte fühlen, was Leonard fühlte und wahrnehmen, was Leonard wahrnahm. Es ging so weit, dass er sich durch Leonards Augen sehen konnte; klar und deutlich. Er und Leonard waren wie eine Person in zwei Körpern. Dadurch, dass er niemand war, konnte Leonard ihn in sich aufnehmen, ohne dass dabei Widerstände überwunden werden mussten. Es wäre auch unlogisch gewesen, dabei Widerstände zu spüren, denn schließlich gehörte er genau da hin, zu Leonard, in ihn hinein; das war sein Platz. In Leonard sein zu wollen, in ihm zu sein, seine Gefühle zu fühlen und durch seine Augen die Welt zu sehen, das bedeutete die Zuneigung, die ihn zu Leonard zog. Es war die Chance, jemand zu werden, und es ging dabei nicht nur darum, von anderen wie ein Mensch wahrgenommen und geachtet zu werden, weil er – wie Florian – einen anderen Menschen imitierte. Es war, davon war er überzeugt, die einzige Chance, die sich ihm bieten würde, jemand zu werden.



Er denkt oft an diese Reise, die er in jener Woche Ende November unternommen hatte. Sein Leben und sein Denken drehten sich schon seit einiger Zeit nur um Leonard; Leonard war wie ein Gravitationszentrum, dass alle seine Gedanken und Gefühle in Bahnen um es herum lenkte und festhielt. Es war ein unbeschreibliches Gefühl, plötzlich jemand sein zu können, ganz besonders weil es auch jemand so faszinierendes war wie Leonard, was er sein konnte. Als er verreist war, sah er am Nachmittag eine Ausgabe des „Stern“, auf dessen Titelblatt fünfzig Gesichter abgebildet waren mit der Überschrift, „Ich bin schwul“. Dieses Titelblatt ließ ihn nicht mehr los; er reproduzierte es in seinen Gedanken hunderte Male. Am Abend desselben Tages entschied er sich, spazieren zu gehen und über das nachzudenken, was er zu diesem Titelblatt assoziierte. Es war ein sehr schöner Abend. Nicht nur, weil es ihm gefiel, in seinem Parka draußen zu sein und alleine durch die Gegend zu laufen; es war der erste Abend in jenem Winter, an dem es kalt genug war, sich in Mütze und Kapuze einzupacken und entsprechend geborgen zu fühlen. „Ich bin schwul“,

echote es tausende Male durch seine Gedanken, während er sich durch den Abend treiben ließ. Das war es, schoss es ihm plötzlich durch den Kopf, und seine Zuneigung zu Leonard war in Wirklichkeit Liebe. Wenn zwei Menschen eins werden wollen, wenn sie in Wahrheit eine Person waren, die sich aus schwer nachvollziehbaren Gründen auf zwei Körper verteilte, dann hieß das wohl Liebe; so musste es sein. Und dass diese ganz besondere Liebe anders war als üblich, hatte nun auch eine schlüssige Erklärung gefunden: Er war schwul und auch Leonard musste schwul sein, denn sonst würde er ihm ja nicht so ein Gefühl der Verbundenheit vermitteln können. Wäre diese Liebe nur einseitig gewesen, wäre es gar nicht denkbar gewesen, dass ihn Leonard hätte in seine Gedanken und Gefühle eindringen lassen. Es konnte nicht anders sein, als dass Leonard und er schwul waren, sich liebten und zusammengehörten. Im Nachhinein gesehen ist es allerdings verwunderlich, dass er sich von dem Umstand, dass eine Zeitschrift wie der „Stern“ von einer solchen besonderen Form der Liebe berichtete, nicht irritieren ließ. Wahrscheinlich war die Verwunderung überdeckt von der Aussicht, dass diese Liebe dadurch eine Bezeichnung hatte und damit mitteilbar – und auch wirklich – wurde.

Er war nicht nur kein jemand und hatte nicht nur keinen richtigen Namen, er war auch sehr einsam, besser gesagt, isoliert. Selbst seine Freundschaft mit Florian war keine richtige Freundschaft gewesen, eigentlich gar keine Freundschaft. Das Verhältnis zwischen den beiden beschränkte sich im Wesentlichen auf seinen Wunsch, wie Florian zu sein, und sein Bestreben, Florians Verhalten zu imitieren. Florian duldete seine Nähe und sogar seine gelegentlichen Besuche, bei denen er sich stundenlang schweigend neben ihm aufhielt und ihn beobachtete, aber das war auch schon alles. Dass ihr Verhältnis nur sehr einseitig war, wurde ihm deutlich, als er einmal hörte, wie Florian einem anderen Jungen erzählte, wie lästig ihm seine „Annäherungen“ gewesen waren. Von da an besuchte er ihn nicht mehr. Das Verhältnis mit Leonard war noch sehr jung, als ihm klar wurde, schwul zu sein, noch nicht einmal ein Jahr alt. Er hatte mit Leonard noch nicht viel geredet, so gut wie gar nicht, aber sie waren sich dennoch sehr nahe – auf jeden Fall er Leonard. Es war allerdings nicht vorstellbar, dass Leonard ihn nicht spürte, wenn er in ihm war, seine Gefühle fühlte und seine Wahrnehmungen wahrnahm.

Seine Einsamkeit und sein Gefühl, nicht jemand zu sein, mussten irgendwie miteinander zu tun haben. Es musste so sein, dass er nur ein Teil von etwas Ganzem war; von etwas Ganzem, was er mal gewesen war oder was er – einer Bestimmung gemäß – werden sollte. Deswegen konnte er nichts wirkliches werden, weil ein entscheidender Teil an ihm fehlte. Er konnte sich an diesen Teil zwar nicht erinnern, aber das Gefühl der Einsamkeit, das ihn Tag und Nacht begleitete, erinnerte ihn beständig daran. Es konnte nicht anders sein, als dass Leonard dieser fehlende Teil war und damit der Schlüssel zu seinem Menschwerden. Es konnte niemand anderes sein als Leonard, so leicht, wie er ihn in sich eindringen ließ. Seine Liebe zu Leonard, so erlebte er sie zu jener Zeit, war der Anfang vom Ende seiner Isolation und seines Fremdseins.

Auf der Fahrt zurück nach Hause spürte er plötzlich, wie etwas sich in seinen Gedanken breit machte, was nicht von ihm gekommen war. Es war ein sehr merkwürdiges Gefühl in seinen Gedanken, das er überhaupt nicht kannte und auch nicht einordnen konnte. Er lo-

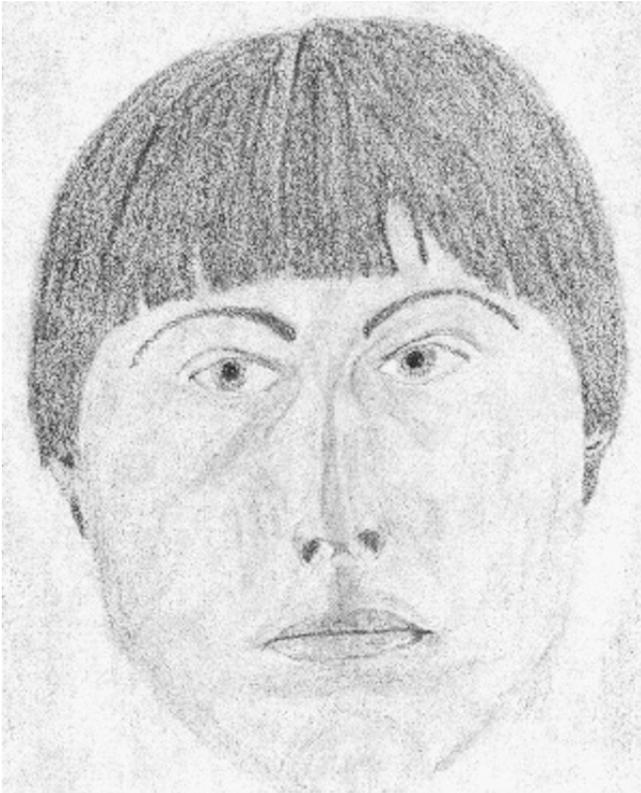
kalisierte dieses etwas zunächst als verschwommene Konturen, die sich in seinen Gedanken zeigten. Mit einem Mal erkannte er in diesen Konturen, ähnlich wie in einem Vexierbild, sein Meerschweinchen, das erste und einzige Haustier, das er überhaupt hatte. Es schwebte regungslos und leblos in einem Sammelsurium undeutlicher Formen, um kurz darauf wieder zu verschwinden. Er hatte dabei unmittelbar den Gedanken, dass es gestorben sein musste, und versuchte, ihm einen Abschiedsgruß dort hin zu schicken, wo es sich befand und von wo es in seine Gedanken gekommen war. Als er zu Hause ankam, war sein Meerschweinchen wie erwartet tot; es starb auch, wie er herausgefunden hatte, genau zu der Zeit, in der er es in seinen Gedanken gesehen hatte. Das Meerschweinchen war bis dahin in seinem Leben das Wesen gewesen, das ihm am nächsten war; er deutete seinen Tod als Zeichen des Übergangs. Jetzt, im Alter von fast sechzehn Jahren, war es Zeit, das große Werk zu beginnen und Mensch zu werden. Schwul zu sein vertrug sich offenbar nicht damit, ein Meerschweinchen als Haustier zu haben. Jetzt, nach seinem schwulen Coming-out, ging es darum, eins zu werden mit Leonard. Es war viel bedeutsamer als der Schritt, den er vier bis fünf Jahre zuvor vollzogen hatte, mit seinem Eintritt in die Welt der Menschen. Damals hatte er noch nicht erkannt, dass dieser Schritt erst den Anfang darstellte eines sehr langen Weges, der ihn am Ende zu den Menschen führen sollte, wenn auch als etwas, was immer fremd bleiben würde.

Seit seinem schwulen Coming-out ließ ihn der Gedanke nicht los, Leonard davon zu erzählen, vor allen Dingen auch von seiner Zuneigung zu ihm. Aber irgendetwas hielt ihn davon zurück. Er erzählte vielen Menschen von seinem Coming-out, das – zumindest nach den Schilderungen seiner Eltern – dann auch zum allgemeinen Dorfgespräch wurde. Leonard zeigte aber keinerlei Reaktion darauf, obwohl er es wissen musste – alle in der Schule wussten es. Wenige Monate nach dem Coming-out hatte er sogar in der Schülerzeitung darüber geschrieben. Doch Leonard reagierte nicht. Die Begegnungen mit ihm blieben angenehm vertraut, entspannt und unverbindlich. Sie redeten sehr wenig dabei und spürten sich statt dessen, er Leonards Gefühle und Leonard seine, da war er sich sicher. In den darauf folgenden Jahren kam es einige wenige Male vor, dass Leonard ihn anfasste, ihn umarmte oder ihn gar festhielt. Das waren zweifellos die Höhepunkte in dem irrealen Verhältnis, das er mit ihm hatte. Leonard aber hatte er weder etwas von seinen Gefühlen ihm gegenüber erzählt noch über die Rolle, die er in seinem Leben spielte, auch dann nicht, als er sich Jahre später entschieden hatte, diese virtuelle Beziehung zu beenden. Statt dessen hatte er Leonard Briefe geschrieben, in einer Geheimschrift, die er eigens dafür erfunden hatte. Briefe, die er sorgsam versteckt und nie jemandem gezeigt hatte; er hatte sie selbst nach dem Schreiben nicht mehr gelesen. Aber dennoch hatte er sich Leonard Stück für Stück angeeignet, hatte mehr und mehr Leonards Gefühle gefühlt, Leonards Gedanken gedacht, sich wie Leonard bewegt; in gewisser Weise war er tatsächlich Leonard geworden. Am eindrucksvollsten war – im Nachhinein gesehen – dass er sein Verhältnis zum Sport radikal geändert hatte. War er immer mit großem Abstand der Schlechteste im Schulsport gewesen und hatte dieses Unterrichtsfach gehasst wie nichts anderes auf der Welt, wurde er am Ende seiner Fantasiebeziehung zum Leistungssportler – so wie Leonard einer war.

Durch Leonard ist er tatsächlich jemand geworden. Auch wenn er sich wieder fremd wurde, nachdem er die virtuelle Trennung von diesem ganz besonderen Jungen vollzogen hatte, der Grundstein war gelegt für seinen weiteren Weg in die Welt der Menschen. Er war unwiderruflich ein jemand geworden. Das hatte sich vor allen Dingen auch darin bemerkbar gemacht, dass es nach Leonard lange Zeit niemanden mehr gab, dessen Gefühle er spüren und in dessen Gedanken er eindringen konnte. Vor seinem Weltenwechsel, den er mit elf oder zwölf Jahren vollzogen hatte, lebte er nicht mit der Idee, dass diese Wesen in seiner Umgebung Menschen wie er waren; zumindest einige von ihnen. Er war vollkommen alleine, der einzige seiner Art. Ein Alleinsein, das ihm allerdings erst nach dem Wechsel bewusst wurde. In den anderen Menschen beobachtete er etwas, was ihm absolut fremd war und das er einige Zeit später als ein Jemandsein identifizierte. War es anfangs nur etwas faszinierend fremdes, erhielt es nach einiger Zeit eine enorme Bedeutung, als er diesen Unterschied als Ursache für die Isolation ausmachte, in der er lebte. Er kam dabei zu dem Schluss, dass es dieses Jemandsein in einem anderen Menschen geben musste, der es mit ihm teilen würde. Es musste Menschen geben, zwischen denen es nichts trennendes gab; nur so konnte er die Welt der Menschen deuten. Am Ende ließ sich seine Theorie zwar weder widerlegen noch beweisen, aber es wurde zunehmend klar, dass er der einzige war, dem sie plausibel vorkam. Aber das machte nichts, weil er Leonard kennen gelernt hatte, mit dem er genau diese Aufhebung alles trennenden lebte. Nachdem dieses Verhältnis mit Leonard zu einem Ende gekommen war, musste er zu dem Schluss kommen, dass es grundsätzlich eine Grenze zwischen den Menschen gab, die immer prinzipiell unüberwindbar bleiben würde. Der Preis, diese Grenze punktuell zu überwinden, wie er es mit Leonard erlebt hatte, war der Verlust der Wirklichkeit des Verhältnisses. Daran scheiterte er. Dennoch führte ihn dieses Verhältnis offensichtlich dazu, jemand zu werden, und – vielleicht – dadurch den Menschen näher zu kommen. Was nach Leonard allerdings auch blieb, war eine tiefe Sehnsucht, sich in einem anderen Menschen zu vervollständigen, die ihn noch viele Jahre als zentrale Motivation durch sein Leben treiben sollte.

Ein sehr auffälliger Zusammenhang bestand zwischen dem Grad an Jemandsein, den er für sich realisieren konnte, und dem Grad an Menschlichkeit, mit dem man ihm begegnete. Je mehr er jemand wurde, desto größer wurde er in seinem Menschsein akzeptiert; wenn auch als jemand merkwürdiges, was er als Jugendlicher zweifellos war. Bevor er jemand wurde, konnte man ihn hänseln, schubsen und auch schlagen, man konnte über ihn reden ohne mit ihm zu reden, obwohl er anwesend war und zuhörte. Man konnte ihn ignorieren, einfach weggehen und ihn irgendwo sitzen lassen, all diese Dinge, die man nicht mehr tat, nachdem er jemand geworden war. Diese Entwicklung wurde bereits deutlich, als er anfang, Florian zu imitieren, und setzte sich fort, während er mehr und mehr Leonard wurde. Natürlich würde sein Jemandsein immer unzureichend bleiben, nicht nur, weil das Problem mit dem Namen nicht richtig gelöst werden konnte; immerhin wandelte er ihn ab, sodass er auf diese Weise einen richtigen Namen hatte, allerdings nicht mehr mit sieben Buchstaben. Das, was er wurde, war in gewisser Hinsicht ein Plagiat, aber für eine gesellschaftliche Anerkennung reichte es. Um seine Isolation aufzuheben, genügte es nicht, aber in seiner Menschwerdung war er riesige Schritte vorangekommen. Es ist eigenartig,

dass, obwohl es so viele Menschen gibt, nirgendwo eine Anleitung zu finden ist, wie eine Menschwerdung genau vollzogen werden kann. Noch viel merkwürdiger ist, dass seine Improvisationen auf diesem Feld tatsächlich funktioniert haben – wenn auch nur teilweise.



Ein Selbstporträt als Bleistiftzeichnung aus dem Jahr 1979

Die deutlichste Änderung, die mit seiner Jemandwerdung einher gegangen war, war die Art und Weise, wie er sich selbst wahrgenommen hatte. Als Jugendlicher beschlich ihn immer ein Befremden, wenn er sich selbst im Spiegel sah oder seine Stimme hörte. Es sah nicht nur merkwürdig aus und hörte sich merkwürdig an, es war nicht er, was er sah oder hörte. Es sah anders aus, als das was er sah, wenn er sich in Gedanken oder durch Leonards Augen gesehen hatte. Nicht so anders, dass er genau beschreiben konnte, in welcher Weise anders, aber dennoch deutlich anders. Auch wenn es wie immer aussah, wenn er sich im Spiegel sah, fühlte es sich anders an. Wenn er seine Stimme etwa durch Leonards Ohren hörte, hörte sie sich zwar gleich an, aber sie war ganz anders. Einmal gehörte sie zu ihm, das andere Mal nicht, als wenn etwas fremdes aus ihm heraus tönen würde. In seiner Kindheit und Jugend sah er sich oft in Gedanken von außen; nicht nur im Traum, sondern auch, wenn er wach war. Manchmal betrachtete er sich dabei auch sehr ausgiebig. Daher fiel es ihm auf, dass er anders aussah als im Spiegel. Er kann sich nicht erinnern, dass er sich als Kind – vor dem Weltenwechsel – jemals im Spiegel gesehen hatte. Konnte es sein, dass er im Spiegel zu jener Zeit gar nichts gesehen hatte, dass es gar kein Spiegelbild von ihm gab? Mit der Zeit, das heißt mit seiner Leonardwerdung, wandelten sich sein Spiegelbild und seine Stimme. Sie glichen sich dem an, was Leonard gesehen und gehört hatte, und wurden ihm damit auch immer vertrauter. Bis es ihm schließlich überhaupt nicht mehr fremd vorkam, sich im Spiegel zu sehen oder seine Stimme zu hören.

Seit seiner Jugendzeit hat er eine Mappe mit ein paar Zeichnungen, die er als Jugendlicher angefertigt hatte. Auch ein Selbstporträt ist dabei, das er gemalt hatte, als er siebzehn Jahre alt war. Es wirkt perspektivisch merkwürdig verzerrt, aber treffend genug, um sich wiedererkennen zu können. Irgendwann, er war bereits über dreißig Jahre alt, entdeckte er, dass der Umschlag dieser Mappe einmal geöffnet und wieder zugeklebt worden war. Er diente offenbar als Geheimfach, was auch erklärte, warum er so dick war. Er öffnete den Umschlag vorsichtig an der zugeklebten Stelle und zog einen kleinen Stapel loser Blätter heraus. Sie waren alle eng mit einer eigentümlichen Schrift beschriftet. Erst als er diese Blätter sah, erinnerte er sich an die Briefe, die er in Geheimschrift an Leonard geschrieben hatte. Da alle Briefe mit der Sequenz „An Leonard“ gefolgt von dem jeweiligen Datum begannen, war es nicht schwer, die Schrift zu entschlüsseln. Vor allen Dingen auch, weil ihm nach und nach mehr Erinnerungen an das Schreiben der Briefe und das Entwickeln der Geheimschrift ins Gedächtnis kamen, während er sich mit diesen Briefen beschäftigte. Als er schließlich anfang, die Briefe in „normale“, lateinische Schrift zu übersetzen, fröstelte er, während die Briefe in einem gewohnten Schriftbild erschienen. Die Erinnerung an die Zeit mit Leonard war bereits sehr blass geworden und manifestierte sich plötzlich wieder mit einer Wucht, die ihn erschreckte. In seinen Gedanken erschien die Szene, in der Leonard seinen Lateintest erhalten hatte und regungslos da saß, während der Lehrer in Siegerpose verkündete, dass die Fünf in Latein nun unvermeidlich war. Er spürte dabei Leonards Tränen auf seinen Wangen.

Die Texte erschienen ihm sehr banal, aber sie hatten den Effekt, ihm ein Stück seiner Vergangenheit wieder zu bringen. Es fällt ihm schwer, die Fragmente seiner Erinnerungen zu einem Ganzen zusammen zu fügen, das dann seine Biographie bilden könnte. Im Grunde genommen war dies eine langwierige, analytische Arbeit, etwa wie aus Puzzleteilen ein Bild zusammen zu setzen mit der zusätzlichen Schwierigkeit, dass die Teile nicht vollständig sind. Schon lange bevor ihm das klar wurde, arbeitete er mit Merkmalen, meist in Form von Texten aber auch Bildern, die er bereits in seiner Jugend immer mit Datum versehen hatte. Diese Merkmale waren dann wie Eintrittskarten in einen Film, der einen Teil seiner Biographie darstellte. Leonards unabgeschickte Liebesbriefe sind bis auf vereinzelte Ausnahmen die frühesten Merkmale, die er hat. Entsprechend verblassen seine Erinnerungen an die Zeiten vor Leonard rapide. Die Zeit des Weltenwechsels, als er etwa elf oder zwölf Jahre alt gewesen war, zeigt sich dabei nochmal als eine richtige Barriere: Die Erinnerungen an die Zeit davor sind sehr fragmentarisch, selten und vor allen Dingen auch abstrakt. Das Bild von dem Jungen auf dem Steinhaufen, das ihn von schräg oben zeigt, stellt dabei eine Ausnahme dar, wie ein Seezeichen in einem Meer der Indifferenz. Es markiert einen Moment der Verdichtung, von denen es mehrere in seiner Biographie gibt, wie beispielsweise jener Moment, in dem er auf Leonard das erste Mal aufmerksam wurde.

Jene Lateinstunde am Ende der achten Klasse, als er die Tränen beobachtete, die Leonard über das Gesicht liefen, war zweifellos ein solcher Moment, in dem sich viele Elemente seines Lebens verdichteten. In solchen Momenten, das kann nicht anders sein, mussten ihm sehr grundsätzliche Dinge klar geworden sein. Sie waren wie Offenbarungen, die ihm zuteil wurden. Genauso wie jener Moment, in dem er sich selbst auf einem Haufen Pflastersteine sitzen und weinen sah. Da musste er vier oder fünf Jahre alt gewe-

sen sein. In dieser Erinnerung sieht er sich selbst von schräg oben, aus etwa zwei Meter Entfernung und er sieht, wie ihm Tränen über die Wangen liefen. Aber er spürt dabei nichts; anders als Leonards Tränen, die er nach so vielen Jahren immer noch spüren kann. Die Tränen des Jungen auf dem Steinhaufler kann er nicht spüren – wahrscheinlich spürte sie auch der Junge in der Erinnerung nicht; in seiner Welt gab es keine solchen Gefühle. Er sah die Tränen lediglich, von außen, wie er sich von außen sah, und dachte vermutlich darüber nach, was dieses Wasser wohl zu bedeuten hatte, das aus seinen Augen floss.

Die dritte derartige Erinnerung ist an eine Zeit wenige Monate nach seinem Abitur. Seine irrealer Beziehung mit Leonard hatte er inzwischen beendet gehabt, was ihm die Erkenntnis eröffnete, dass es außer Leonard noch andere faszinierende Menschen gab. Henning war einer davon, nicht nur deshalb, weil sein Name sieben Buchstaben hatte und seine Augen in dem intensivsten Blau leuchteten, das er bis dahin kannte. In der Nacht vor jenem Wintertag träumte er von Henning, wie er ihn besuchen kam, sich an seinen Schreibtisch setzte, ein Klappmesser aus seiner Tasche zog und öffnete. Er kann sich genau an diesen Traum erinnern, der sich wie in Zeitlupe abspielte: Henning, der das Messer in den Tisch rammen mochte, und er, der seine Hand schützend zwischen den Tisch und das Messer hielt. Dass er nichts spürte, während sich das Messer durch seine Hand bohrte, dass Henning es erschreckt wieder heraus zog und sich für seine Tat entschuldigte. Er kann sich deshalb genau an diesen Traum erinnern, weil am Tag nach diesem Traum Henning ihn tatsächlich unerwartet besuchen kam; das einzige Mal überhaupt, dass es so einen unangekündigten Besuch gegeben hatte. Henning setzte sich an seinen Schreibtisch, zog sein Klappmesser aus der Tasche und öffnete es. Starr vor Schreck beobachtete er wie Henning ansetzte, das Messer in den Tisch zu rammen, aber kurz vor der Platte die Bewegung stoppte. Das Messer tippte leicht auf den Tisch und hinterließ ein kleines, gerade noch sichtbares Loch.

Mit Leonard fing es an, dass er Gedanken und Gefühle anderer Wesen in sich spürte. Meistens waren es Leonards Gedanken, Gefühle und Wahrnehmungen, aber auch manchmal die anderer Menschen oder auch von Tieren, was allerdings selten war. Außer Leonards Gedanken konnte er sie meistens nicht zuordnen – sie blieben anonym. Da er selbst nie besonders dazu neigte, an außerphysikalische Phänomene zu glauben, versuchte er diese Phänomene unmittelbaren Gedankenaustauschs kritisch zu beurteilen. Aber er machte dabei auch Erfahrungen, die keinen Platz für Zweifel ließen. Eine davon war, dass er in Gedanken sah, wie Leonard in einen Autounfall verwickelt war, und darauf hin sofort zu der Stelle ging, die er dabei in Gedanken gesehen hatte. Da war tatsächlich Leonards Mutter gerade einen Autounfall verwickelt, während Leonard in ihrem Auto saß. Zum Glück hatte sich dabei niemand verletzt. Das Ereignis mit Henning und dem Klappmesser war vorläufig das letzte derartige Erlebnis. Er hatte an jenem Tag beschlossen, dass es das letzte sein sollte, weil er es nicht ertragen konnte, dass solche Grenzüberschreitungen in ihm Hoffnungen und Sehnsüchte wach hielten, die sich ohnehin nie erfüllen sollten. Tatsächlich sind seither solche Erlebnisse nur noch selten – und sehr punktuell – aufgetreten. An jenem Tag aber, als sein Schreibtisch dieses unscheinbare Loch erhielt, geschah aber etwas viel bedeutenderes. Er schloss sich ab und vollendete damit seine Je-

mandwerdung. Es ist nicht der Glasglockenabschluss, der ihn immer von der menschlichen Welt isoliert hat und isolieren wird. Es ist der Abschluss der eigenen Person, das Akzeptieren, dass die Grenzen des eigenen Körpers zugleich auch die dessen sind, was als „ich“ wahrgenommen wird. Und dass diese Grenzen nur in ganz besonderen Situationen aufgehoben werden können, weil das Wegfallen dieser Grenzen immer auch ein Wegbrechen der Wirklichkeit bedeutet. Es war nicht das Jemandsein, das er sich als Jugendlicher gewünscht hatte, vor allen Dingen nicht, weil es ihn nicht aus seiner Isolation führte. Im Gegenteil, es machte ihm einmal mehr deutlich, dass nichts bleiben würde, als diese Isolation zu akzeptieren.

Mit einem Mal ist es still. Die Stimmen der beiden alten Frauen verstummen, obwohl sich ihre Münder noch bewegen, als ob jemand den Ton ausgeschaltet hätte. Die Pfauin bewegt sich wie in Zeitlupe, legt ihre Flügel an und hört auf zu flattern. Er blickt ihr in die Augen und sie blickt zurück; während sie sich gegenseitig die Augen fixieren, verschieben sie ihre Perspektiven. Er sieht sich durch ihre Augen und sie ihn durch seine. Es ist vollkommen still, dieser Moment, und er spürt die Schwingungen der Luft, den die Münder der beiden Frauen erzeugen, ohne sie zu hören. Mit dem Blick der Pfauin starrt er in seine Augen und fühlt in seinen Gedanken der Pfauin nach, die sich durch ihn in ihre Augen sieht. Schließlich löst sie ihren Blick von seinen Augen, aber während er weitergeht, sieht er sich nach wie vor durch ihre Augen. Er bekommt dadurch auch mit, wie die Pfauin ihren Kopf neigt und ihn dann gänzlich los lässt, um in das nahe liegende Gebüsch zu verschwinden. Sein Blick kehrt wieder zu ihm zurück und die Sprache kommt auch wieder in seine Gedanken – zusammen mit den Stimmen der beiden Frauen.

Kommunikation ohne Sprache ist eine sehr direkte Kommunikation, eine die die Grenzen des Ichseins einfach ignoriert und sich statt dessen an den großen Zusammenhang erinnert, der alles miteinander verbindet – egal ob es verbunden sein möchte oder nicht. Ohne Sprache gibt es tatsächlich nichts, was jemand sein könnte, es gibt die Grenze nicht, die dafür erforderlich wäre, den Rand des Ichs. Sprachlos sein heißt jemandlos sein. Der Raum, in dem der sprachlose Geist lebt, ist offensichtlich ein ganz anderer als etwa der euklidische Raum, der einem durch das Sehen vermittelt wird. Dieser Raum kennt keine Ränder, genauso wenig wie er eine Gleichzeitigkeit kennt, die Teile in ihm etwa als feste Orte identifiziert. Jeder Teil von ihm ist überall und nirgendwo zugleich und dadurch genau das nicht, was ein Individuum auszeichnet, unteilbar. Deswegen ist er jenseits der Sprache in der Lage, seine Perspektive mit der der Pfauin zu tauschen. Ihm kommt jener Zenspruch in den Sinn, während er darüber nachdenkt, „Ich bin Teil des Universums, das Universum ist in mir“. Dieser Ausspruch beschreibt den Raum recht gut, wie er sich jenseits eines sprachlichen Denkens darstellt.

Die Sprache isoliert, indem sie Teile und Bereiche im Wahrgenommenen identifiziert. Sie isoliert die Sprecher und macht sie damit zu Individuen, die nicht mehr in der Lage sind, miteinander ihre Perspektiven zu tauschen. Vielleicht ist eine Sprache notwendig, um die Kluft zwischen den Menschen zu überwinden, die sie durch die Separierung der Wesen zu Individuen zuvor aufgerissen hat. Die Sprache wäre dann das, was die Menschen von den anderen Lebewesen, wie zum Beispiel dieser Pfauin, trennt und dadurch untereinander –

auf eine andere, mittelbare Weise – verbindet. Sie wäre damit aber auch das, was auf subtile und schwer durchschaubare Weise seine Isolation undurchdringbar macht. Die Sehnsucht seiner Jugend, mit einem Menschen so kommunizieren zu können, wie er eben gerade mit dem Vogel kommuniziert hat, scheitert an der Topologie sprachlichen Denkens.

*Ein Selbstportrait als Aquarell
aus dem Jahr 2012*



„Du darfst nicht sein, wer du bist“, dieser Satz ist ihm schon häufig durch den Kopf gegangen. Er war Anfang dreißig, als ihn eine Bekannte von ihm äußerte; nur wenige Wochen nachdem er seine Liebesbriefe in Geheimschrift wieder entdeckt hatte. Das war die Botschaft, die ihm seine Eltern in seiner Kindheit vermittelt hatten. Dem kranken, schwachen, hoch sensiblen und verträumten Jungen, der sich von allem abkapselte und noch nicht einmal den Test für die Einschulung bestand – obwohl er da bereits Lesen und Schreiben und die Grundrechenarten konnte. Dass mit ihm „etwas nicht stimmte“, war unübersehbar gewesen, aber seine Eltern konnten es nicht zulassen, ein behindertes Kind zu haben. Zu wichtig war er in ihrem Leben gewesen, als Träger ihrer Sehnsüchte und Verletzungen. Sie kämpften für ihn einen Kampf gegen eine feindlich gesonnene Umwelt, die ihn gar nicht interessierte, und erkämpften auch seinen Platz in der regulären Schule und in einer Normalität, die ihm fremd und unheimlich war, „Unser Kind ist nicht behindert“. Aber er wollte gar nicht normal sein, er wollte keinen Kontakt zu dieser Welt, sondern einfach nur für sich sein und in Ruhe gelassen werden.

Das stand natürlich in einem krassen Kontrast zu den Erwartungen, die seine Eltern ihm gegenüber hatten. Sie wollten definitiv kein Kind haben, das nicht berührt werden mochte, ungern mit anderen Kindern spielte und am liebsten die Tage damit verbrachte, alleine im Wald oder in den Feldern herum zu laufen oder sich in abgedunkelten, engen Höhlen zu verkriechen, die es eigens dafür gebaut hatte. Dafür mussten sie zu lange warten, bis das mit dem Nachwuchs endlich klappte, immerhin sieben Jahre; dafür haben sie auch zu viel eingesetzt für ein Kind, das todkrank zur Welt gekommen war und die ersten Jahre alle

Aufmerksamkeit auf sich und seine Krankheit gezogen hatte. Nicht für ein Kind, das weder willens noch in der Lage war, seine Eltern zu lieben, ihre Liebe zu erwidern; nicht für ein Kind, das in einer autistischen Welt lebte und sich allem Menschlichen versagte. Verstärkt wurde diese Diskrepanz zweifellos noch dadurch, dass seine Mutter als Jugendliche im zweiten Weltkrieg Dinge erlebt hatte, die zu schlimm waren, als dass sie sie verarbeiten konnte. Die sie statt dessen in das Verhältnis zu einem Kind legte, das ihr, genauso wie ihre Geschwister und Eltern, die sie in jenem Krieg verloren hatte, die Liebe entzog, die sie zum Leben brauchte. Das Gewicht dieser unseligen Geschichte hätte ihn zerdrückt, wäre er nicht als Autist immun gegen solche Übertragungen gewesen. Aber er war immun, genauso wie er gegen die Liebe immun war, die ihm seine Eltern entgegen brachten. Diese Last aber, der Druck, der ihm unmissverständlich drohte, eine immense Schuld auf sich zu laden, wenn er das lebte, was er eben war, ein autistisches Kind, dieser Druck war dennoch vorhanden. Er war vielleicht eines der wenigen Stücke Wirklichkeit, die damals, in seiner Kindheit, wirklich zu ihm hindurch drangen. Es war wohl dieser Druck seiner Eltern, der ihn in die Welt der Menschen verbannte, in der er sich dann fremd und unvollständig wiederfand. Richtig gehend entstellt, sodass er sich nicht wiedererkennen konnte, weder in seinem Gesicht noch in seiner Stimme. Das, was er war, und das zugleich auch das war, was er sein wollte, durfte er nicht sein. Er durfte nicht in seinem Cocon bleiben, in seinem Paradies aus klarem, schillernden Eis. Als Kind wollte er sich nie entwickeln und auch nie Mensch werden; man zwang ihn dazu. Das war es.

Allerdings ist das nicht alles; es ist ein Aspekt des Anfangs seiner Odyssee durch die Welt der Menschen, einer von mehreren. Ein anderer Aspekt ist der, dass ihm etwas begegnet war, was er bis dahin für unmöglich gehalten hatte. Seine Erinnerungen daran sind sehr schemenhaft, sodass er die Zeit dieser Begegnung nicht genau bestimmen kann; es war die Zeit, als er etwa elf oder zwölf Jahre alt war. Was ihm begegnet war, war ein Junge, der vielleicht zwei oder drei Jahre älter als er gewesen sein musste; dafür sprechen zumindest seine Erinnerungen. Eines jener Wesen also, die ihm ziemlich fremdartig vorkamen und deren Gesellschaft er auch eher gemieden hatte. Er kann sich gut daran erinnern, dass irgendetwas an diesem Jungen seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben musste; was es war, kann er nicht genau sagen – es muss auf jeden Fall etwas blaues gewesen sein. In seiner Erinnerung fällt auf, dass die Kontur dieses Jungen sich genau mit der Kontur in der Erinnerung, die er von sich auf dem Haufen Pflastersteine sitzend hat, deckt. In dieser unheimlichen, fremden Welt der Menschen tauchte plötzlich etwas auf, was so war wie er; oder was zumindest die Qualität hatte, so sein zu können. Er hatte diesen Jungen angesprochen und auch eine Antwort erhalten. Was sie gesprochen hatten, weiß er nicht mehr; vielleicht hatte er ihn nach seinem Namen gefragt und der Junge hatte ihm einen Namen mit sieben Buchstaben genannt, Vincent vielleicht, oder Mathias oder womöglich seinen eigenen Namen, der ja auch aus sieben Buchstaben bestand. Auf jeden Fall kann er sich nicht erinnern, ihm jemals wieder begegnet zu sein.

Es war auf jeden Fall eine Begegnung, die ihn nicht wieder losgelassen hatte. Sie war wie ein Sog, der ihn in die Welt der Menschen riss und ihn auf einen Weg schickte, der ähnlich einem Labyrinth keine Möglichkeit der Rückkehr mehr zuließ. Was er da erfahren hatte, war die Möglichkeit, doch nicht alleine auf der Welt zu sein, und damit auch die Möglich-

keit, seine Isolation zu überwinden. Nicht mehr als eine Möglichkeit, aber genug, um ihn zum Verlassen seiner vertrauten aber isolierten Welt zu bewegen. Am Ende ist diese Verheißung eine unerfüllte geblieben, einfach weil ihre Erfüllung grundsätzlich unmöglich ist. Zu sehr ist er mit seiner Isolation verwachsen, zu zentral ist ihre Rolle in seinem Leben; sie ist ein wesentlicher Teil von ihm. Seine Isolation ist gewissermaßen ein Schutz für den Schatz, den er in sich birgt, nämlich als Weltenwechsler zwei Welten in sich zu tragen, die nicht unterschiedlicher sein könnten, als sie sind. Zwei Welten, die wortwörtlich unsagbar weit von einander entfernt und verschieden sind. Es ist noch nicht sehr lange her, dass er diesen Zusammenhang entdeckt hat. Viel zu lange ist ihm dieser Reichtum verborgen geblieben, der unmittelbar mit seiner Erfahrung der Isolation verbunden ist.

Bildnachweis

Zeichnung: „Vielfaches ich“

Hajo Seng, 1987

Bleistiftzeichnung: Selbstportrait

Hajo Seng, 1979

Aquarell: Selbstporträt

Hajo Seng 2012; in Kristin Behrmann, Hajo Seng:
„Tomaten gehören nicht auf die Augen“,
Papierfresserchens MTM-Verlag, 2013

Kontakt: hajo.seng@autsocial.de

Website: <http://www.hajoseng.de>